

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2012

Friedrich Meinecke: Neue Briefe und Dokumente.

Hrsg. und bearb. von Gisela Bock und Gerhard A. Ritter in Zusammenarbeit mit Stefan Meineke und Volker Hunecke. München: R. Oldenbourg, 2012 (= Friedrich Meinecke, Werke, Bd. X). 2012. VI, 682 S., 17 Abb., ISBN: 978-3-486-70702-1

Im Jahr 2012 hätte Friedrich Meinecke, der wohl bedeutendste deutsche Historiker in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, seinen 150. Geburtstag gefeiert. Passend zu diesem Jubiläum veröffentlichten Gisela Bock und Gerhard A. Ritter in Zusammenarbeit mit Stefan Meineke und Volker Hunecke ein fast siebenhundert Seiten starkes Buch mit „Neue[n] Briefe[n] und Dokumenten“ zu Leben und Werk des Gelehrten. Die Edition bildet den zehnten Band der Werke Friedrich Meineckes, deren frühere Bände zwischen 1957 und 1979 erschienen waren. Im Rahmen der damaligen Ausgabe hatten der Neuhistoriker Ludwig Dehio und der Mediävist Peter Classen 1962 eine erste Sammlung von 418 Briefen Meineckes publiziert.¹ Die vorliegende Ausgabe soll die frühere, in der Auswahl der Korrespondenten zeitbedingt nicht repräsentative Edition ergänzen und sie tut dies mit insgesamt 522 zum allergrößten Teil erstmals publizierten Stücken – so viel sei vorweg gesagt – in idealer Weise.

Der Band enthält knapp 400 Briefe Meineckes sowie über 120 aussagekräftige Dokumente zu seinem Leben und Werk aus den Jahren 1878 bis 1953. Sie eröffnen ein breites Panorama der deutschen Geschichtswissenschaft vom späten Kaiserreich bis in die Anfangsjahre der Bundesrepublik. Zudem ergänzen sie die Brief- und Dokumentenauswahl, die einer der beiden Herausgeber, Gerhard A. Ritter, vor einigen Jahren in einem Band über Meineckes emigrierte Schüler vorgelegt hat.² Insgesamt trafen die Editoren eine Auswahl aus rund 2.500 Dokumenten, davon knapp 900 Briefen, die vor allem der Meinecke-Biograph Stefan Meineke³ ermittelt hatte. Die Quellen stammen aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem, in dem der Meinecke-Nachlass verwahrt wird, rund hundert Nachlässen und Deposita vornehmlich in deutschen Archiven, in zahlreichen Privatarchiven und -nachlässen sowie in dem umfangreichen Archiv des Oldenbourg-Verlages, der im Bayerischen Wirtschaftsarchiv in München eingelagert ist.

Die Zahl der Briefempfänger ist mit 120 gegenüber 49 in der ersten Briefedition nicht nur quantitativ gestiegen, sondern sie enthält auch bisher nicht bekannte Briefe an zeitgenössisch bedeutende Historiker wie Hermann Oncken und Hans Delbrück sowie Schreiben an liberale Zeitgenossen wie Theodor Heuss und Martin Rade. Außerdem sind wichtige Dokumente liberal gesonnener Historiker der Weimarer Republik abgedruckt, wie die „Einladung zur Versammlung verfassungstreuer Hochschullehrer“ 1926 oder der Aufruf zur Reichspräsidentenwahl Hindenburgs 1932. Die Berliner Historikerin Gisela

¹ Friedrich Meinecke: Werke. Bd. 6: Ausgewählter Briefwechsel. München 1962.

² Gerhard A. Ritter (Hrsg.): Akademischer Lehrer und emigrierte Schüler. Briefe und Aufzeichnungen 1910–1977. München 2006.

³ Stefan Meineke: Friedrich Meinecke. Persönlichkeit und politisches Denken bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Berlin/New York 1995.

Bock, die bereits vor Jahren einen Sammelband über Meinecke herausgab,⁴ spricht in ihrer umsichtigen und lesenswerten Einführung (S. 1-23) aber auch die Leerstellen der Briefsammlung an. So fehlen Schreiben an enge Vertraute und Freunde wie beispielsweise die Historiker Otto Hintze und Erich Marcks sowie den Theologen Ernst Troeltsch, die vermutlich im Krieg verloren gegangen sind. Es macht sich außerdem bemerkbar, dass Meinecke zumeist keine Abschriften eigener Briefe verwahrte. Zudem spielen Frauen als Korrespondenzpartner außerhalb der Familie kaum eine Rolle, obwohl über ein Fünftel aller von Meinecke Promovierten weiblich war. Wie bereits in der älteren Briefedition begegnet Meinecke in seinen Schreiben an die Verlobte, seine Frau und die Familie („die modernen Töchter“) auch als Privatmann.

In den neuen Briefen tritt der politische Mensch und Historiker Meinecke deutlich hervor. Der in der Altmark 1862 Geborene hatte noch als gut Dreißigjähriger konservative Ansichten vertreten, konvertierte aber 1895 zum Liberalismus, begeisterte sich für die Ideen Friedrich Naumanns und unterstützte 1911/12 als Wahlkampfleiter den liberalen Reichstagskandidaten Gerhart von Schulze-Gaevernitz. Im Ersten Weltkrieg setzte er sich als bekennender Republikaner für einen Verständigungsfrieden ein. 1919 schloss er sich der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei und 1924/25 zusätzlich der Liberalen Vereinigung an. In den Weimarer Jahren prägte er zwar für sich selbst das Wort vom „Verunftrepublikaner“, aber es handelte sich dabei keineswegs nur um ein aus der Not geborenes, sondern um ein „hingebungsvolles“ (S. 282, Anm. 1) und engagiertes Bekenntnis zu Republik, Parlamentarismus und Demokratie. 1932 trat er für einen „maßvollen Umbau“ der Weimarer Verfassung „in autoritärer Richtung“ ein (Nr. 254, an Carl Misch, 17.9.1932, S. 340f.). Nach 1933 ließ er sich zwar zunächst auf einige Kompromisse mit dem NS-Regime ein (in seiner Haltung u.a. gegenüber Gustav Mayer und Hedwig Hintze), trat aber bald schon den Nationalsozialisten mit deutlich bekundeter Widerständigkeit gegenüber. In der Konsequenz dieser Haltung gab er 1935, als der politische Druck größer wurde, die Herausgabe der „Historischen Zeitschrift“ (HZ) auf. 1941 schrieb er angesichts der Kriegsergebnisse schließlich: „Das Deutschland, das ich liebe, ist vergangen“ (Nr. 324, an seine Tochter Sabine Rabl, 6.11.1941, S. 406f.). Mit über achtzig Jahren überlebte Meinecke das Kriegsende. Nach Zwischenaufenthalten in Mainfranken und Göttingen kehrte er 1946 nach Berlin zurück. Nach wie vor bekannte er sich zu einem demokratischen Liberalismus, einem „Hauptschutzmittel zur Erhaltung unserer christlich-abendländischen Kultur“, und wirkte im Vorstand der World Liberal Union („Liberal International“) mit (Nr. 374, an George Peabody Gooch, 20.6.1947, S. 458). Als Methusalem der deutschen Geschichtswissenschaft setzte er sich für die Neugründung einer Hochschule im amerikanischen Sektor Berlins als Gegenpol zur im sowjetischen Sektor gelegenen Friedrich-Wilhelms- (nun: Humboldt-) Universität ein. 1948 wurde er an der West-Berliner Freien Universität zum ersten Rektor ernannt.

Meinecke erscheint in der Edition nicht nur als politischer Historiker, sondern vor allem auch als Wissenschaftsorganisator und fürsorglicher akademischer Lehrer (siehe das beigelegte Promotions- und Habilitationsverzeichnis, S. 620-630). Dabei beruhten seine vielfältigen Verbindungen ins In- und Ausland vor allem auf seiner über vierzig Jahre währenden Tätigkeit als Herausgeber der HZ. Diesem Teil von Meineckes Wirksamkeit ist besonders die zweite Abteilung der Brief- und Dokumentensammlung gewidmet, welche die Korrespondenz mit den Verlagen Cotta und Oldenbourg wiedergibt und auch Verlagsverträge, Programme sowie Rundschreiben enthält (S. 483-613). In diesen Teil der Sammlung führt Gerhard A. Ritter einfühlsam ein (S. 24-52), der vor einigen Jahren bereits der Verdrängung Meineckes als Herausgeber der HZ durch die Nationalsozialisten 1935 einen eindringlichen Aufsatz ge-

⁴ Gisela Bock/Daniel Schönplug (Hrsg.): Friedrich Meinecke in seiner Zeit. Studien zu Leben und Werk. Stuttgart 2006.

widmet hatte.⁵ Beide Abteilungen der Edition sind eng aufeinander bezogen, da der erste Teil die wissenschaftliche Korrespondenz mit vielen Autoren der HZ enthält.

Der Band erfüllt im Grunde fast alle nur denkbaren Ansprüche an eine moderne Edition historischer Quellen. Eine gewissenhafte Transkription, vorbildliche Einleitungen, eine Erschließung durch umfangreiche Register, Verzeichnisse der Werke, Schülerarbeiten, der archivalischen und sonstigen Quellen und der Forschungsliteratur sowie Abbildungen aus dem Privatarchiv der Nachkommen Meineckes. Allenfalls die gelegentliche Kürzung der Schreiben ist bedauerlich, zumal man nicht in einer Art Regest Näheres über den Inhalt der weggelassenen Passagen erfährt. So ist der Brief Meineckes an Georg von Below vom November 1896 (Nr. 23; 18.11.1896, S. 120) und die in ihm enthaltene Kritik an der „neuen Richtung“ der Geschichtswissenschaft um Karl Lamprecht und der „Naivität seiner Taschenspielerkünste“ so beschnitten, dass man gerne mehr über den Kontext gewusst hätte. Ebenso wenig befriedigt es, wenn man wiederholt für den Beginn oder die Fortsetzung eines Briefes auf die ältere Briefausgabe verwiesen wird (so u.a. Nr. 104, an Alfred Dove, 1.7.1914, S. 194f.; Nr. 120). Nur in sehr wenigen Fällen ist die Kommentierung etwas knapp bzw. unvollständig, so dass Zusammenhänge für den weniger informierten Leser nicht klar werden (z.B. „Marburger Kampf“, Nr. 25, an Erich Marcks, 9.3.1897; S. 121). Nützlich für den Leser wäre zur Orientierung (z.B. bei den emigrierten Historikern) die durchgängige Erwähnung der Absende- und Empfängerorte der Briefe gewesen, die es nur gelegentlich für die Absendeorte (bei Reisen Meineckes) gibt.

Insgesamt bietet die Edition der Meinecke-Briefe zum einen neue Einsichten in bereits bekannte wissenschaftsgeschichtliche Zusammenhänge. So wird der Lamprecht-Streit mit dem Briefwechsel zwischen Meinecke und von Below quellenmäßig vertieft; auch über Meineckes Berufungen nach Freiburg 1906 sowie Berlin 1914, über die Lehrstuhlnachfolge Otto Hintzes in Berlin und die Historische Reichskommission sowie zur Entstehungsgeschichte von Meineckes Werken erfährt der Leser manches Neue. Die Briefe an Willy Andreas, Georg von Below, Hans Delbrück, Walter Goetz und Hermann Oncken geben hierüber (trotz der fehlenden Gegenbriefe) sowie über Meineckes Einschätzung etlicher Historikerkollegen hinreichend Auskunft. Der 1928 emeritierte Berliner Ordinarius sieht sich dabei seit den zwanziger Jahren als Vertreter einer älteren Historikergeneration, die nunmehr abgelöst werde.

Zum anderen finden sich Details über Meineckes eigenes Geschichtsbild und seine politischen Ansichten. So schrieb Meinecke gegenüber dem Hallenser Historiker Richard Fester über den „freien Vogel“ Bismarck, der „niemals ganz Heide, niemals ganz Christ, niemals ganz Royalist [...], niemals ganz Bräutigam“ gewesen sei (Nr. 35; 21.4.1901, S. 131). In seinem Schreiben an den liberalen Gesinnungsgenossen Gerhart von Schulze-Gaevernitz vom August 1914 warb er für einen Verständigungsfrieden mit Frankreich und die Errichtung eines „Tropenkolonialreichs“ durch die Erwerbung Kongos. Das Deutsche Reich solle einen mitteleuropäischen Zollverein anstreben und sich als Nationalstaat nur durch kleine Territorialgewinne erweitern, dabei aber in jedem Fall sich „vor Excessen à la Napoleon hüten“ und auf „strenges Vermeiden brutaler Herrengewalt“ achten (u.a. Nr. 106, 30.8.1914, S. 197f.). Schließlich erkannte er an Gerhard Ritters entzaubertem Bild des Freiherrn von Stein, „wie abhängig doch unsere geschichtlichen Auffassungen von der geistigen und politischen Zeitlage sind“ (Nr. 242, 8.6.1931, S. 326–329). Überhaupt ist der Briefwechsel reich an beachtenswerten Bemerkungen Meineckes zur Politik, zu seiner Lektüre sowie zum Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb.

⁵ Gerhard A. Ritter: Die Verdrängung von Friedrich Meinecke als Herausgeber der Historischen Zeitschrift 1933–1935. In: Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse. Festschrift für Lothar Gall zum 70. Geburtstag, hrsg. von Dieter Hein u.a. München 2006, S. 65–88.

Friedrich Meinecke zeigt sich in seinen Briefen als ein versierter Wissenschaftspolitiker und umtriebiger politischer Publizist. In beiden Rollen – das zeigen gerade die kenntnisreichen Kommentare der Editoren – war er weithin geschätzt, allerdings keineswegs unumstritten. Mit Hans Delbrück und Georg von Below führte er einen nicht selten kontroversen Schriftwechsel. Sein Fakultätskollege, der Althistoriker Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, bezeichnete ihn wegen seines Eintretens für einen Verständigungsfrieden schlichtweg als „Miesmacher“ (an Eduard Norden, Sommer 1915, S. 237, Anm. 1), zu Eduard Spranger hatte er zeitweilig ein sehr distanziertes, später allerdings freundschaftliches Verhältnis. Auf der anderen Seite war Meinecke in Berufungsangelegenheiten als Ratgeber gefragt, und er verstand es auch, als Schlichter aufzutreten. Für die HZ galt schließlich Meineckes Diktum, dass sie als wissenschaftliche Zeitschrift „weder rechtsparteiliche noch linksparteiliche Farbe tragen“ solle (Nr. 157, an Paul Wentzcke, 7.3.1921, S. 245f.), sondern in sich „ein gewisses Maß von Burgfrieden wahren“ müsse (Nr. 162, an Arnold Oskar Meyer, 18.3.1922, S. 251f.).

Aller Konzentration auf den Briefschreiber zum Trotz entsteht somit kein einseitiges oder gar idealisierendes, sondern ein vielschichtiges und damit sehr aufschlussreiches Meinecke-Bild. Zusammen mit der älteren Werkausgabe bildet es den quellenmäßigen Grundstock einer längst überfälligen Meinecke-Biographie. Die neue Meinecke-Briefausgabe ist in ihrer sorgfältigen Editionsweise und mit der Reichhaltigkeit neuer Einblicke ein wesentlicher Gewinn aber nicht nur für die Meinecke-Forschung im engeren Sinne, sondern ebenso für die Wissenschafts- und die Liberalismusgeschichte.

Wuppertal/Gummersbach

Ewald Grothe